

Sandra U. Hauser

Leben, werde meines

Campusroman

Texte: © 2025 Copyright by Sandra U. Hauser
Umschlaggestaltung: © 2025 Copyright by Sandra U. Hauser
Coverbild: Matheus Bertelli, Pexels

Verlag:
Sandra U. Hauser
Bunsenstraße 16
71032 Böblingen
www.sandraulrikehauser.de

Herstellung: epubli – ein Service der neopubli GmbH,
Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@epubli.com

Maggy gewidmet:

Erstens, weil unsere Grundschullehrerin uns beide in ihrem
Abschiedsgedicht an die Klasse in einer Kategorie
zusammengefasst hat:

Die „Maler- und Geschichtenstars“.

Und zweitens, weil wir unsere ersten Bilder und
Geschichten gegenseitig richtig gut fanden.

Und dir, Jörgen – falls dieses Buch dich je erreicht (was ich
für unwahrscheinlich halte): Danke. Für alles.

Sowohl die Handlung als auch die Figuren sowie die
Burschenschaft Libertas sind frei erfunden, wenn auch von
einzelnen biografischen Erlebnissen inspiriert. Der
Hintergrund wurde nach bestem Wissen recherchiert. Für
etwaige Fehler bitte ich um Nachsicht.

KAPITEL 1

„Oh, ich hasse, ich hasse dieses Leben als Studentin. Dieses auf-dem-Weg-sein-zu-etwas und doch-noch-gar-nichts-sein.“

Carmen erhob verärgert die Hände und seufzte.

Jonas setzte seine Tasse ab. „Du hast mir erzählt, dass du, als du auf der Schule warst, immer Studentin werden wolltest. Jetzt bist du Studentin und willst unbedingt sofort arbeiten. Wenn du arbeitest, willst du dann auch am besten sofort in Rente gehen? Das ist, als würdest du das ganze Leben am liebsten, rums, zu Ende gehen lassen, bevor es überhaupt angefangen hat, Gestalt anzunehmen.“

Sie saßen zu zweit in seinem Zimmer. Die Deckenlampe brannte, draußen schuf die dichte Bewölkung trübe Stimmung. Jonas saß auf seinem Bett, Carmen hatte er seinen Schaukelstuhl angeboten. Sie tranken heißen Pfefferminztee mit Coca-Cola und Zimt, eine Erfindung von Jonas, über dessen genaue Dosierung nur er Bescheid wusste. Es schmeckte widerlich, aber erzeugte das Gefühl, etwas zu tun, worin man sich von anderen unterschied.

„Du hast recht. Aber es geht mir nicht darum, dass die Zeit schneller vergeht. Mir ist vielmehr wichtig, nichts zu verpassen. So, wie es jetzt ist, kommt mir mein Leben unvollständig vor. Vielleicht ist das reiner Nachahmerinstinkt. Ich sehe Menschen auf der Straße, denen ich gleichen will: Mütter, die ihre Kinder in den Kindergarten bringen, Familien, die im Wald spazieren gehen...“

„Aber das sind doch Illusionen, die du dir da machst. Du projizierst irgendetwas in diese Personen hinein, die du siehst und strebst nach etwas, das es gar nicht gibt! Du weißt doch gar nicht, was in diesen Personen vor sich geht... Vielleicht denken die sogar, wie schön es damals war, als ich Studentin war...“

„Es ist etwas anderes“, unterbrach sie ihn, „es ist ein Drängen, alles, ausnahmslos alles an sich selbst zu erfahren, der Wunsch eine umfassende, alle Bereiche ausschöpfende Lebensweisheit zu gewinnen.“

„Aber dir wird dazu immer die Erfahrung fehlen. Dein erstes Kind wird entweder ein Junge oder ein Mädchen sein. Du wirst dich nie gleichzeitig mit einem Stipendium in einem Atelier über Wasser halten und mit deiner Familie in einem Reihenhaus wohnen. Bei deiner Arbeit wirst du entweder ein Kostüm oder einen Pullover tragen, Stöckelschuhe oder Gummistiefel. Du musst dich entscheiden. Ist es nicht vielmehr Lebensweisheit, sich der Tatsache zu fügen, dass man nur ein Leben hat und dieses schnell genug vorüberzieht? Du musst ihm nicht in den Arsch treten, es bewegt sich nicht nur, es rast.“

Jonas trank einen Schluck. „Dazu fällt mir etwas ein, das ich neulich irgendwo gelesen habe. Ein Günther Anders nannte es die allgemeine „Ikonomanie des Menschen“, der durch die große Produktion an Bildern versucht, der Einmaligkeit seines Lebens zu entfliehen. Ein Versuch, die eigenen Grenzen aufzusprengen, um gleichzeitig der, die oder das zu sein und im Endeffekt ein Mensch, der vor dem Fernseher hockt und dabei nicht merkt, dass ihm durch die Erdnussflips, die er in sich hineinschaufelt, schon längst schlecht geworden ist, weil er völlig vergessen hat, dass er existiert. Ein Nichts, ein Niemand.“

Carmen schluckte. Tatsächlich sah sie in letzter Zeit viel fern. Hatte Norbert Jonas das erzählt? Sie seufzte abermals. „Vielleicht beneide ich die Menschen nur darum, dass sie schon mehr über ihr Leben wissen, weil sie älter sind. Ich hasse diese Ungewissheit... nicht zu wissen, was noch auf mich zukommt.“

„Aber Carmen. Stell dir vor, einem Menschen würde gesagt: In einem Jahr, am Tag soundso, geht dein allergrößter Wunsch in Erfüllung. Er würde verrückt, ja wahnsinnig

werden. Und er würde nicht verstehen, dass die Vorfreude das Einzige ist, was ihm noch geblieben ist. Dass er noch lebt, bald aber schon tot ist. Es kann immer etwas passieren, womit keiner rechnet, und das ist besser so, glaub mir. Meinetwegen auch wenn du mit achtzig im Altersheim bist.“ „Vielleicht sehne ich mich deshalb nach dem Tod.“ Carmen sah tief in die Tasse und schüttelte sie ein wenig, um die Bewegungen der Flüssigkeit zu beobachten.

„Carmen. Das tust du nicht. Du bist einfach nur unzufrieden, das ist alles.“

„Alles?“ Carmen sah Jonas an. „Reicht das etwa nicht?“

„Mir scheint, die meisten Menschen sind mehr oder weniger unzufrieden und meinen, genügend Gründe dafür zu haben. Seltsamerweise nehmen sie dabei immer an, dass es bei den anderen nicht so sei... Die ganze Welt soll nach ihrem Willen leben und sich ihr Gejammer anhören.“

„Entschuldigung.“

Plötzlich kam es Carmen schändlich vor, dass sie sich Jonas gegenüber so ausgelassen hatte, obwohl sie mit seinem Leben um keinen Preis hätte tauschen wollen. Jonas Vater hatte sich in betrunkenem Zustand vor ein Auto gestürzt und war wenige Wochen später im Krankenhaus gestorben, als Jonas noch im Kindergarten war. In der Schule war er immer entweder der Spaßvogel oder der Außenseiter gewesen, und auch als Student spielte er automatisch die Spaßvogel-Rolle, ohne sie ablegen zu können. Dabei war er einsam und wurde von keiner Frau ernst genommen.

„Die Frage ist doch“, fuhr Jonas fort, „was dich so unzufrieden macht und ob du das nicht selbst ändern kannst.“

„Vielleicht“, wich Carmen aus. Sie wollte jetzt keine praktischen Ratschläge. „Wir sehen uns bald.“ Sie trank die Tasse aus, umarmte ihn flüchtig und wollte sein Zimmer verlassen.

„Du wirst zu Hause sitzen und auf ihn warten, richtig?“

fragte er.

Sie drehte sich um und blieb stehen.

„Und da“, fuhr er fort, „hättest du gerne so ein kleines Liebes, mit dem du dich beschäftigen könntest? Du willst doch ein Kind?“

Carmen blieb schweigend in der Tür stehen. Er hatte ja recht. Aber es war doch alles viel komplizierter, als er es in Worte fassen konnte.

„Ach Jonas, fehle ich denn Adrian gar nicht?“ Sie hatte diese Frage gar nicht stellen wollen. Die Antwort war klar. Seit sich Adrian, ihr Ex-Freund und Jonas Zimmernachbar, vor drei Jahren von ihr getrennt hatte, hatte er sich kein einziges Mal mehr bei ihr gemeldet.

„Manchmal frage ich mich“, entgegnete Jonas, „ob du Norbert überhaupt liebst oder ob du nur das Alleinsein nicht aushältst.“

Carmen wiederholte ihre Frage nicht. Sie wollte so gerne bei Adrian anklopfen, fragen, wie es ihm geht. Sein Zimmer war doch gleich einen Stock höher...

„Ist er da?“

Jonas nickte. Allein das Wissen, dass nur eine Zimmerdecke sie trennte, erfüllte sie so restlos, dass sie sich in diesem Moment eingestehen musste, dass sich an ihrer Zuneigung nichts geändert hatte. Trotz der vergangenen Jahre. Draußen vor dem Fenster zogen die Wolken in raschem Tempo vorbei und die Dunkelheit ergoss sich in das Zimmer. Die Äste schüttelten sich, als ob sie eine unermessliche Kälte vorausahnten. In ihr hob wieder das ungestillte Sehnen an.

„Hast du es eigentlich Norbert gesagt?“, fragte Jonas.

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn ich beginne, von Kindern zu sprechen, verdreht er die Augen. Es ist nicht möglich.“

„Vielleicht ahnt er nicht, dass du es ernst meinst.“

„Er will kein Kind. Nicht jetzt. Es interessiert ihn also auch nicht, ob es mir ernst ist oder nicht.“

„Ich verstehe“, schnaubte Jonas. „Es ist zu früh. Aber darüber

müsst ihr sprechen. Es ist nicht nur sein Leben, sondern auch deins.”

“Ich weiß. Aber ich weiß nicht einmal, wie viel ich ihm wert bin.”

“Du hast dich entschieden, bei Norbert einzuziehen. Soweit ich weiß, standst du plötzlich mit vielen Taschen in seinem Zimmer und hast darum gebettelt, dass er dich einziehen lässt. Du weißt, wie viel ihm seine Freiheit wert ist. Weißt du dann nicht, wie viel du ihm wert bist?”

Sie nickte. “Dann gehe ich jetzt besser zu ihm. Danke.”

Sie zog leise die Tür hinter sich zu, warf einen Blick auf Adrians Tür und machte sich auf den Weg nach Hause, zu der Wohnung, die sie mit Norbert teilte. Nur noch einmal drehte sie sich um und blickte auf das Haus der Burschenschaft Libertas, in dem Jonas und Norbert wohnten. Die im Jugendstil erbaute Villa aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts mit all ihren Türmchen und Fenstern lag im Dunkeln. Der rötliche Schein der Gartenlampen reichte gerade hin bis zu den freskenhaften Gesichtern aus Stein über dem Eingang, die auf sie herabzublicken schienen. Der kühle Wind fuhr fauchend durch das Gesträuch des anliegenden Gartens und unter ihren Mantel.

Ihr Apartment lag nur wenige Straßen weiter in einem Neubau, in dem sie mit anderen Studentenpaaren und Familien lebten.

Jonas hatte Recht - es war ihre Idee gewesen, bei Norbert einzuziehen. Einsamkeit hatte sie nie gut ertragen. Doch inzwischen kam es immer häufiger vor, dass sie nach Hause ging und den Wunsch hegte, Norbert sei noch unterwegs, damit sie für eine Weile ganz allein für sich in den vier Wänden sein konnte. Tatsächlich brannte noch kein Licht.

Sie fuhr mit dem Aufzug nach oben, schloss die Tür auf und zog im Flur ihre Pumps aus. Sie hatte immer von einer eigenen Wohnung geträumt, in der sie selbst bestimmen konnte, wo welcher Teppich lag, welche Farbe das

Toilettenpapier hatte, von Dingen wie einem eigenen Teeservice, einer eigenen Duschkabine und vor allem von einem geteilten Doppelbett.

Jetzt sie sie jedoch über all das hinweg und fand in nichts eine Quelle des Trostes. Sie ging ins Bad und wusch ihre Hände.

Immer wieder holte sie in der Erinnerung ein Gespräch ein, das letzte Gespräch aus ihrer Beziehung mit Adrian, dem sie sich nicht entziehen konnte. Schon seit über drei Jahren wurde sie diese Erinnerung nicht los. Sie versuchte, etwas zu fassen, das ihr damals entgangen war, irgendetwas, das dem Grauen einen Riegel vorschieben und ihr Hoffnung geben könnte; Hoffnung, die sie sich nicht nehmen lassen wollte – vor drei Jahren nicht, vor einem Jahr nicht und bis heute nicht.

Was Adrian damals zu ihr gesagt hatte, war nichts als eine abgenutzte Phrase: Er könne nicht mit ihr zusammen sein, da er sie verletzen würde. Er sehe das selbst. Sie brauche etwas Beständiges, dazu sei er momentan nicht fähig und er wisse nicht, ob er es je sein werde.

Doch was hatte wirklich den Ausschlag gegeben? Woran hatte er erkannt, dass er sie nicht mehr liebte? Solche und ähnliche Fragen quälten sie fast täglich.

Sie roch an ihren frisch mit Mandelcremeseife gewaschenen Händen und trocknete sie an ihrem flauschigen, blauen Handtuch ab. Sie nahm die Spangen aus ihrem hochgesteckten Haar und ließ es auf die Schultern fallen: dicht, weich und goldblond getönt. Sie nahm den Kamm und begann, sich damit durch die Haare fahrend, den bereits zur Routine erstarrten inneren Monolog: ‚Du warst schuld, du hast alles kaputtm gemacht. Du hast ihn geliebt, wie man einen Menschen nicht lieben darf.‘

‚Warum nicht‘, sprach ihr trotziges Es.

‚Vielleicht‘, so antwortete die ratlose Vernunft, ‚weil du in ihm das Paradies zu finden meinst. Das Schicksal hat ihn

dir genommen, damit du wieder das wahre Paradies suchst.'
„Aber wo ist dieses wahre Paradies? Warum hast du ihn mir nicht gelassen?“, endete das trotzige Es. „Warum?“

Sie fiel auf die Knie, trommelte auf den Toilettendeckel, stand wieder auf und schämte sich sogleich für ihren unkontrollierten Anfall von Selbstmitleid.

Rastlos ging sie ins Wohnzimmer, setzte sich auf die Couch und schaltete den Fernseher ein. Doch das war wie ein Schmerzmittel, das nicht anschlagen wollte.

Du darfst nicht mehr zu Jonas gehen, dachte sie. Du solltest Adrian in Zukunft aus dem Weg gehen. Aber wie nur?

Da hörte sie den Schlüssel im Schloss und stand auf, um Norbert zu begrüßen.

Der stellte erst einmal seine Taschen zur Seite und bot ihr dann seinen Mund zum Kuss hin. Vielleicht war es eine nett gemeinte Geste, aber Carmen gefiel nicht, dass er diese allzu häufig und wie in Routine anwandte, um sich dann anderen Dingen zu widmen, statt ihr. So begann er auch jetzt seine Tüten auszuräumen und fragte eher beiläufig, wie es ihr ginge.

„Ausgezeichnet. Siehst du doch.“

Norbert schien den ironischen Unterton in ihrer Stimme nicht bemerkt zu haben. „Das freut mich. Du, ich muss am Wochenende wieder meinen Eltern helfen. Tut mir leid.“

„Du hast mir aber versprochen, dass du Zeit hast.“

Carmen setzte sich zurück auf die Couch.

„Hab ich auch gedacht. Aber jetzt... Schmoll doch nicht. Jetzt habe ich doch Zeit für dich.“

„Warum kommst du dann nicht her, sondern kramst in deinen Tüten?“

„Lass mich doch schnell noch ausräumen und ins Bad gehen.“ Aus dem ‚schnell‘ wurden 15 Minuten. Carmen wurde zunehmend enttäuscht und ärgerlich darüber, dass er sie so vernachlässigte.

Dann kam er endlich und fragte: „Gehen wir ins Bett?“

„Schon?“

„Warum nicht? Ich bin hundemüde.“ Er hielt ihr auffordernd den Mund hin, einen stinknormalen Gute-Nacht-Kuss erwartend. Sie aber verbiss sich darin und ließ ihn nicht los. Im Bett gab sie sich ihm hin und wollte in den wenigen Minuten alles daraus gewinnen, was für sie heraussprang. Wenn schon nicht das große Glück, so doch wenigstens eine Art stumpfe, für kurze Zeit zufriedenstellende Ekstase. Doch so sehr sie sich diese auch herbeigesehnt hatte, so enttäuscht war sie jetzt, als er sich plötzlich aus ihr löste, ihr eine „Gute Nacht“ wünschte und sich auf die andere Seite wälzte, ihr den Rücken zukehrend.

Sie verspürte den Drang, aufzustehen und irgendwohin zu gehen: durch die dunklen Straßen, in eine Bar, zu Fremden, mit denen sie bis zum Morgen feiern könnte. Sie lauschte auf seinen mal schnaufenden, mal schnarchenden Atem und konnte die Augen nicht schließen.



Tamara hob den Blick aus ihrem Buch. Vor dem Fenster fegte der Wind eine Portion grelles Laub von den Bäumen und verteilte sie auf der Straße. Die Luft roch an diesem Tag anders, ein wenig nach Gummibärchen, auch wenn ihr dazu keine vernünftige Erklärung einfiel. Der Wind trieb den Geruch über die Platanen direkt durch die Fenster der Bibliothek. Sie schloss die Augen und ließ das sanfte Gummibärchen-Aroma der kühlen Luft in sich sickern, ganz nach unten, dorthin, wo Scham und das Bedauern über Versäumtes lauerten.

Vor ihr lag eine Einführung in die Kunstgeschichte. Sie hatte zwei Stunden am Stück gelesen. Jetzt brummte ihr der Kopf und sie konnte keine neuen Informationen mehr aufnehmen. Sie legte einen Zettel zwischen die Seiten und schloss möglichst geräuschlos den Buchdeckel. Um sie herum